

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

№. 149

Sonnabend, den 10. Juli

1920

Meerkaß.

Roman von
Fedor von Zobeltitz

Nachdruck verboten.

(20. Fortsetzung.)

„Freilich. Aber wir müssen doch einmal wieder zum Futterplatz zurück. Vielleicht hilft uns der Herdentierarzt.“
„Wir eilt es nicht. Wie finden Sie Frau von Helmmann, Herr Falkenstein?“
„Ich habe kein Urteil. Ich hielt die Pferde.“
„Ein Unterfang in diesen gleichgültigen Worten belustigte sie.“

„Es befaß Ihnen niemand. Sie taten es aus Ritterlichkeit.“

„Oder als Zuspätkom.“
„Aber jetzt schimmern die Epauletten durch die Zuspätkompe.“ Das Standesgepöhl regt ihn gekränkt. Sie ärgern sich, daß Frau von Helmmann sie nicht angeprochen hat. Das war doch nur Zufall.“

„Möglich; sogar wahrscheinlich. Trotzdem spüre ich wirklich etwas wie Ärger. Und nun können Sie mir wieder eine Rede halten und meine Kleinlichkeit schelten. Natürlich Kleinlichkeit. Oder die fehlende Sicherheit, von der ich vorhin sprach.“

„Oder ein Mangel an Zielbewußtheit.“
„Auch das. Sehr richtig; als alter Sportsmann sollte ich nur das Ziel im Auge behalten und nicht vor jedem Hindernis stehen. Frau von Helmmann hätte mich belehren können.“

„Zurück!“
„Merken Sie nicht, mit welcher Sicherheit sie auf Ihre Augenblicksinnung einging? Die beunruhigte naturgemäß wieder die Unterhaltung, und sie hielt sie so geschickt in der Hand, daß Sie ihr wie in der Hypnose Ihren Besuch zusagten. Wie dünkt, das wollten Sie.“

„Ist das etwas Verwunderliches?“
„Nein, ich nicht. Aber ich hatte das Gefühl, als wünschte sie damit einem Verbot Ihres Herrn Vaters vorzubeugen. Sie entkamen sich ihr leichten Verlegenheit, als Sie davon sprachen, vielleicht werde auch Herr von Preyßing mit nach Ober-Gittersdorf kommen.“

„Ja freilich. Wie fiel auch auf, daß sie Tante Te grüßen ließ, aber nicht meinen Vater. Hat er irgend einen Grund, Frau von Helmmann zu meiden?“

Falkenstein ärgerte etwas mit der Antwort. „Gnädiges Fräulein, ich möchte ungerne. Aber ich muß zuweilen notgedrungen den Klatsch hören. Zwischen Baron Preyßing und Frau von Helmmann, dem damaligen Fräulein von Arkenau, soll einmal eine Paßion bestanden haben.“

„Anita horchte interessiert auf. „Steh da! Charmant! Aber sie hat Vaterchen nicht gemerkt.“

„Weiß der andre reicher war. So erzählt man. Es kam aber auch eine Liebe ein. Immerhin — ich weiß nicht, ob es richtig sein würde, wenn Sie in Ober-Gittersdorf Besuch machen wollten. Sie haben sich in Preyßinghof ja eine große Freiheit geschaffen, und es würde vielleicht gar nicht auffallen, wenn Sie eines Nachmittags, ohne weiter zu fragen, zu Frau von Helmmann reiten würden. Gewiß nicht. Aber wie die Sachen liegen, würde ich es für besser halten.“

„Ich läme bei Herrn von Preyßing erst untertänigst um Urlaub ein.“ erwiderte Anita den Satz. Der linke Mundwinkel härmte sich wieder spöttlich auf. „Abwärts wachen die Epauletten, Herr Leutnant Falkenstein. Sie launieren den

Herrn Reitmeister. Aber ich bin nicht gedrückt genug, vor jedem Lan und Pflanz erst die Hand an den Wägenhaken zu legen.“

„Ich habe mir nur erlaubt, meine Ansicht auszupressen.“
„Als Erzieher und Lehrer. Sie sind ein schlechter Pädagoge, Herr Falkenstein. Ihre Warnung kann mich nur reizen. Wer weiß, ob die schöne Baronin nicht neue Anknüpfungen sucht! Dann intrigiere ich drauf los und verheirate meinen Vater. Und Sie machen ein Lustspiel daraus.“
„Wenn nicht schon die Exposition im Tragischen stecken bleibt.“

„Warten wir ab...“ der Spott wich flüchtigem Schmunzeln. „Ich will Preyßing nicht kränken. Er ist immer nur gut zu mir. Glauben Sie wirklich, es würde ihn verletzen, wenn ich ohne weiteres...“
„Zweifellos,“ fiel Falkenstein ein. „Warum fragen Sie ihn nicht erst?“

„Weil die Gefahr vorliegt, daß er mit dem Besuch verbleiben würde. Und das will ich nicht. Mich interessiert Frau von Helmmann. Schon deshalb, weil sie das Gegenteil von mir ist: grande dame. Und weil in ihrem Wägen ein Spitzbock steckt. Weil sie und gewiß in ihrem Wägen ein Spitzbock steckt. Weil sie und gewiß in ihrem Wägen ein Spitzbock steckt.“

„Sie sprach ab und wies mit der Hand geradeaus.“
„Da steht ein Wegweiser!“ rief sie.
„Hohe Zeit,“ sagte Falkenstein. Er haite ein leises Donnern vernommen.

Anita war voran galoppiert und hielt nun vor dem Weiser. „Forsthaus Waldruhe,“ las sie ab. „Drei Kilometer. Und auf der andern Seite: Ober-Gittersdorf sieben Kilometer. Aber nichts von den Wägen im Tale. Welchen Weg schlagen wir ein?“

„Den nach dem Forsthaus. Er ist der nähere, und dort wird man uns die Richtung nach Preyßinghof angeben können. Aber wir müssen uns eilen: es zieht ein Wetter herauf.“

„Schlanter Trab!“ rief Anita.
Der Sand spritzte unter den Hufen der Pferde. Schon nach zehn Minuten waren Fuchs und Brauner schaumberieft. Die Luft war dick und lastete schwer. Die Gewitterwolke rührte sich kein Blatt. Auch aller Vogelzug war erloschen; nur ein Goldhähnchen piepte ängstlich.

Anita warf einen Blick zum Himmel. Der sah bedrohlich grau. Das Weiß war grau geworden. Und dies wichtige Graue hing so tief, als wollte das Gewölk nach den Wägen haften.

Der Weg gabelle sich.
„Rechts oder links?“ rief Anita.
„Ich ahne nicht. Auf gut Glück links. Einmal müssen wir doch aus diesen Zanderwäldern herauskommen!“

Nun trübte ein Donner. Die Gabelte rissen die Kopfe hoch und wollten davon. Aber die Fäule hielten die Zügel fest. Neigt war die Stille verlogen. Es rauschte von allen Seiten. Der Wind söhlt im Walde. Die Blätter fräuelten sich, die Zweige peitschten auf und nieder, düres Geäst brach und knarrte. Und der Wind wurde zum Sturm. Es kam ein Anstößen und dann ein dumpfes gewaltiges Brauen. Von den Bäumen stürzten Blätter und trockne Zweige, ein Richtenstiel wurde quer über den Weg geschleudert, die Farnen anstießen. Ein paar Ringelblumen flatterten im Wind vorüber; der Sturm fuhr ihnen in die Schwingen und zwang sie nieder; sie schielten die Flügel durch das Geldebrau und rauschten verängstigt.

„Da ist eine Richtung,“ rief Falkenstein und hob die Hand. „Rechts, das Richtung,“ rief Falkenstein und hob die Hand. „Rechts, das Richtung,“ rief Falkenstein und hob die Hand.

„Nun wend' ich mich an alle, die als Gäste hier. Mit Hoffnung sich der neuen Segensquelle naht. Und bröche nichts von allen fremden Wängeln aus. Die sich in unsem Dingen, wie ihr selber seid, für euch bewegen, lediglich zu Glück und Heil. Die aber jeig' ich euch vertraulich an, daß mir Ganz eigentlich dem treuen Arzt zur Seite steht: Denn Geist und Körper innig sind sie ja verwandt: Ist jener froh, gleich süßt sich dieser frei und wohl! Und manches Uebel kühlt vor der Heiterkeit. Hier also, meine Freunde, hier an diesem Platz hat uns der Arzt zu seinem Bestand herbeifert. Daß wer am Morgen badend seine Cur begann. Sie Abends end'ig schauend hier noch Zerkensust. Dieß also bleibt die Botschaft! Dieß merzt euch wohl! Und sagt nicht aus; das ist Beding bei jeder Cur. Daß man ununterbrochen ernstlich sie gebraucht; Und wird! wir kennen alle wohl; wer außen bleibet, Der wird verlagert, der hat es mit dem Arzt zu thun! Nicht viele Worte mach' ich mehr! Ihr seht wohl ein: Um einer Heil auf's bedingte sind wir bestort.“

So laßt mich enden, und zum Schlusse, wie sich ziemt, Den Männern uns empfehlen, die am Ruder stehen Und deren Leitung, deren Schutz wir uns vertraun!

Bunte Zeitung.

Die Wahrheit über das Sterben. Das schwerwiegende Problem, ob der Arzt dem ausgelegenen Kranken die Wahrheit über seinen Zustand sagen soll, ist von den „Daily News“ in einer Umfrage behandelt worden. Die große Mehrzahl der Antworten pipfelt in einem leidenschaftlichen „Rein“. Aber die Ärzte selbst sind nicht so rasch entschieden und zeigen mehr zu einem „Ja und Nein“, da man von Fall zu Fall urteilen müsse. „In einem Fall“, so schreibt ein vielbeschäftigter Londoner Arzt, „mühte ich es auf Drängen der Familie sagen. Der Erfolg war eine ungeheure Aufregung des Kranken in geistiger und körperlicher Hinsicht. Der ganze Haushalt geriet außer Rand und Band. Die einen stürzten nach dem Rechtsanwaltschaft, die anderen nach dem Geistlichen. Der unglückliche Patient setzte sich mühsam im Bett auf, um noch Papiere zu unterzeichnen, und starb inmitten der allgemeinen Aufregung. In einem anderen Fall aber wurde das „Sagen“ zum Segen. Der Kranke dankte mir dafür, daß ich ihm die Wahrheit mitgeteilt habe, ordnete in Ruhe seine irdischen Angelegenheiten, empfing die Tröstungen der Religion und starb ruhig und glücklich in einer wahrhaften Verkörperung. Es wäre ein Verbrechen gewesen, die'm Namen die Wahrheit vorzuenthalten. So muß man denn die Frage „Ja und Nein“ beantworten. Alles hängt von den besonderen Umständen ab. Man muß beachten, ob wichtige materielle Dinge auf dem Spiel stehen; man muß das Temperament und die Weltanschauung des Kranken in Rechnung ziehen. Tut man dies, dann ergibt sich in einzelnen Fällen die gebührende Pflicht für den Arzt, „es zu sagen“. Aber in anderen Fällen, die allerdings in der Mehrzahl sind, wäre es ebenso grauam wie finstern, dem Kranken den nahe bevorstehenden Tod mitzuteilen.“

Wie Papst Benedikt XV. lebt. Papst Benedikt XV. beginnt sein Tagewerk pünktlich früh um 8 Uhr mit Gebeten und Andachtsübungen, denen er sich bis sechs Uhr widmet, um dann die Messe zu lesen und eine Stunde später tüchtig eine zweite Messe zu hören. Um 8 Uhr nimmt der Papst ein aus Wildstafette bestehendes Frühstück ein. Die Zeit von 8 Uhr bis 1 Uhr nachmittags gilt der Erledigung schriftlicher Arbeiten und der Erledigung von Audienzen. Der Papst nimmt es außerordentlich genau mit der Erledigung seiner Briefe, von denen täglich mehrere Hundert eingehen, die er selber liest oder sich vorlesen läßt. In den Audienzen nimmt er sich auch des geringsten Befunders mit Liebe und Aufmerksamkeit an und ist bereit, ihm durch Rat zu helfen. Um 1 Uhr genießt der heilige Vater ein bescheidenes Mahl, dem eine einstündige Spazierfahrt in den vatikanischen Gärten folgt. Dieser Fahrt schließt sich ein einstündiger Spaziergang an, und diese beiden Stunden bilden die einzige Erholungspause, die der Papst in zwanzigstündigen Gesprächen mit seinen Freunden zu verbringen pflegt. Der Rest des Tages, der von der Abenddämmerung bis gegen 10 Uhr unterbrochen wird,

gilt der Arbeit, die sich bis 12 Uhr nachts hineinzieht. Der alten Gepflogenheit folgend, die nur von Papst Pius X. durchbrochen wurde, nimmt Benedikt XV. seine Mahlzeiten stets allein ein; er hält hier, wie in allen übrigen Dingen, streng an der vatikanischen Etikette fest. Dieses bescheidenste Leben in stiller Zurückgezogenheit hat im Wesen des Papstes große Veränderungen hervorgerufen. Der nervöse Kardinal della Chiesa, der, kaum, daß er zum Papst erwählt worden war, wie ein Wirbelwind in den Vatikan eintrat, bei dessen Augenbild ruhig blieb, der alles sehen wollte und unaufhörlich mit seiner hellen, klaren Stimme sprach, hat sich nach 6 Jahren zu einer ernten, priesterlichen Figur mit ruhigen, gemessenen, feierlichen Bewegungen gewandelt, dessen blühende Augen allein noch die Lebhaftigkeit seines Geistes verraten.

Literatur.

Walter von Molo und sein Schaffen. Von Hanns Martin Elster. Verlag Albert Langen, München 1920.

Walter von Molo, den vierzigjährigen Roman- und Dramatiker, liegt ein stattlicher biographischer und kritischer Band vor. Der Dichter, der die technische Hochschule besucht hatte und in der Tat lange Jahre den Beruf eines Beamten-Ingenieurs ausübte, hat verhältnismäßig spät begonnen, zu schreiben. Das Besondere aber hat er so rasch nachgeholt, daß heute seine Werke ein ganzes Regal füllen. Hanns Martin Elster, der bekannte Literaturkritiker, macht sich ihm anlässlich des 40. Geburtstages zum Herold, indem er das Molobuch der Leserschaft übergibt. Gebort Molo — schon wegen seiner vielgelesenen Romane und auch seiner neuerdings häufig gelesenen Dramen wegen — zu den bekannteren deutschen Schriftstellern, so ist die Bedeutung dieses Mannes doch noch keineswegs in vollem Umfange gewürdigt worden. Man nimmt ihn noch vielfach als einen Alltagserscheinung, begabt, mit einer guten Romantik und klarem Blick für historische Zusammenhänge und nationales Empfinden. Hanns Martin Elster stellt ihn als einen ganz Anderen hin, als einen Unvergleichlichen, als einen über der Materie Stehenden und vor allem als einen schwer ringenden Dichter, der nicht für den Tag und für die Umgebung schreibt, sondern der aus tiefstem Drängen heraus künstlerisch gestaltet. Keine Alltagserscheinung, darum auch nicht einzufassen in die Gruppe der Impressionisten oder Expressionisten, der Romantiker oder Naturalisten, sondern ein Genie, dessen Fühlen und Denken alles umfaßt und durchschauend zu allem Stellung nimmt. Elster gibt eine ausführliche Biographie. Er befaßt sich namentlich mit der Abstammung. Eine alte Familie wird viel herumgeworfen in der Welt und das Mißglück gebiert viel-fertigkeit. Einer fast ergreifenden Jugend — von den beiden Brüdern Hans und Walter gilt Walter als der Braue, Kleine, Beschränkte und Hans als das Genie — folgt ein reiches Leben und dann eine Reihe von unendlich qualvollen, energischen und schöpferischen Jahren, da Molo die Gaben, die ihm die Natur geschenkt, nicht ladend verwertet, sondern in unermüdlicher Arbeit zu vertiefen sich bemüht. Den Hauptteil des Buches bilden literaturkritische Studien über Molo. Elsters Einführung in das Werk von Molo befaßt ihn dazu, auf Pfade, Zusammenhänge, Erlebnis hinzuweisen, die dem oberflächlichen Leser unbekannt geblieben sind. Gewiß sind Elsters Auseinandersetzungen von hoher Liebe zu dem Dichter getragen, aber nicht etwa der Plan, einem beliebigen Schriftsteller durch Lobhudelei zu Erfolgen zu verhelfen, hat dies Werk entstehen lassen, sondern die ehrliche Bewunderung des Dichters und der Wunsch, durch Studium in die Seele der Dichtungen einzudringen. Wenn Elster auch streng wissenschaftlich verfährt, analysiert, den Konzeptionen und Zusammenhängen nachspürt, so ist doch der Hauptwert des vorliegenden Wertes in der Art zu finden, wie der Verfasser — künstlerisch — das Gesamtverleben des Dichters darstellt. Es hat für die Literaturgeschichte — ein selbständiges Werk — Bedeutung und dient einem Dichter, der seinerseits dem deutschen Volk dient. Martin Fechtwanger.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 63
Fernruf 4520



Sie holten aus den Pferden heraus, was möglich war. Nun entlief sich Donner auf Donner, und die Bißgeir strahlten. Ganz in der Nähe züchte es blendendhell herab, goldgrün, ein Feuerstrahl, eine flammende gebrochene Platte. Ein furchtbare Schlag folgte, ein Poltern wie zusammenstürzende Felsmassen.

Der hätte auch uns treffen können, dachte Falkenstein. Teufel es wird gefährlich. . . Er schaute auf Anita. Ihr lauchendes Gesicht nickte ihm zu. Sie sah straff im Sattel und ließ sich werfen. An ihrem linken Beckenlag war die Gummischnur über dem Anze zerissen; die Hufe rutschten heraus und zeigte schwarzes Arto.

Nun wurde es heller: die Mächtig. Aber kein Fortschreiten ließ sich sehen, nur ein weites, weites Feld gründer: Eichenheiter.

Der Regen begann zu spritzen. Anita spürte ihn auf dem Antertrifot. Jetzt erst sah sie das indistrete Beckenfeld — aber was war da zu machen! Sie schloß die Falkenstein hinter. Der schaute merkwürdig geradeaus. Dann warf sie ihren Fuchshorn und frengte auf seine andere Seite. Nun konnte ergehen, wohin er wollte.

Er hob die Hand und fiel in ruhigen Trab. „Was tun?“ fragte er. „Nichts, links, nordlich, südlich — ich weiß nicht, wohin.“

„Ich auch nicht. Immer der Nase nach.“
„Noch fliegte ihr Humor. Der Regen plätscherte; er war warm und sie liebte die Regen. Aber aus dem Plätschern wurde ein Gekochen ein peitschender Fall. Es tauchte wieder, als krönten Katarakte herab. Im Augenblick war sie bis auf die Haut durchnäht. Die Wüste stieb, von ihren Beinen rann das Wasser in die Stiefelkapseln.“

Er lenkte seinen Braumen dicht an ihre Seite. „Das Gewitter zieht ab, gnädiges Fräulein.“ sagte er. „Aber der Regen weicht uns auf. Wollen wir im Walde Dedung suchen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Wir müssen nach Hause. Da sorgt man sich um uns. Sehen Sie da drüben: sind das nicht Fichten? Und wo Fichten stehen, ist auch der Preßingische Sandboden nicht weit.“

Sie ritten auf schmalen Wade quer durch die Heister. Anita hatte sich getaucht. Es waren keine Fichten, sondern Zirbeln. Der Baumbestand wuschelte: Buchen mischten sich mit Eichen und Lärchen, deren grüne Nadelpyramiden voll brauner Köpfigen hingen. Nun öffnete sich ein breiter Fahrweg, und wieder trabte man an, dem Zufall vertrauensvoll. Noch immer regnete es hart, aber der Donner verklang schon zu fernem Grollen, und der Himmel wurde höher.

Anita spürte eine plötzliche Müdigkeit und zugleich auch eine lebende Unruhe in den Nerven. Sie biß sich auf die Lippen; sie ärgerte sich, daß diese paar Stunden zu Pferde sie angestrengt hatten. Aber es kam ihr schmer an, ihre Kraft zu halten. Einmal ging es wie ein buntes Flitzchen an ihrem Auge vorüber und ein Schwindelempfinden verirrte sie. Da erschauerte sie und sagte sich leiser.

„Wade?“ fragte Falkenstein.
„Nicht die Spur,“ gab sie zurück.

Die Sonne kam. Sie triumphierte wieder am Himmel. Die letzten Wollen wurden transparent und verbunten schnell. Der Wald begann zu dampfen; es troch wechlich über das Moos, das mit glitzernden Fiedeln überlagt war.

Falkenstein hatte seine Uhr gezogen. Mittag. Es war sechs. Stunden um Stunden tritt man schon in diesem geheimnisvollen Walde, und es kommt von neuem Stunden um Stunden vergehen, ohne man nach Hause fand. Wege und Pfade freuzten die große Straße, aber Falkenstein lenkte nicht sekundär ein, weil er sich sagte, daß die Straße doch ohne Zweifel an menschlichen Wohnungen endigen oder vorüberfahren müsse. Sein Auge spähte scharf umher und sah immer nur nichts als ein endlos schneidendes Arie, über die eine lange Abstreife der Glitzerstiele fallender Regentropfen schüttelte, und die ganz weit hinten lag in smaragdnen Farben auflöste.

Plötzlich zuckte seine Hände. Er hatte neben sich einen leisen Klageruf vernommen. Anitias Gesicht war taltig; um die Augen wüchelte sich beinertes Geiß. Ihr dunkler Wlad garmte nach Mitleid.

„Haben Sie mich,“ ächzte sie, „ich . . .“

Er war schon vom Pferde. Er behielt nicht einmal die Zügel. Er ließ den Gaul laufen. Anita fiel ohnmächtig in seine Arme. Sie gißt langsam aus dem Sattel, so daß er sie auffangen mußte. Aber er war vorläufiger als im ersten Schred. Er schlang den Trensenzügel des Fuchses um sein Handgelenk, legte das Mädchen in den Willkür am Grabenrand und band das Pferd an den nächsten Baum. Dann kniete er mit klopfendem Herzen neben Anita nieder.

Er wußte nicht, was er tun sollte. Die Angst klagte in ihm auf. Die arme Kleine lag wie leblos da: das Gesicht sah, die Augen geschlossen, die Lider zitternd. Und lag im nassen Graße. Er umschlang sie und hob ihren Kopf hoch. Als er ihren schwächlichen Körper füllte, wandelte ihn ein tiefes Mitleid an. Er setzte sich aufrecht an den Rand des Grabens und nahm sie in seine Arme.

Dann fiel ihm ein, daß man eine Ohnmächtige mit dem Kopf tief betten müsse, um den Blutandrang nach dem Hirn zu vermehren. Er nahm Anita das Mädchen ab, und seine rechte Hand umfaßte den Knäuel ihres starken schwarzen Haares. Und da schlug sie, noch immer mit zitternden Lidern, die Augen auf, und ihr Bild fiel beständig auf ihn und schweifte umher. Dann bewegten sich ihre Lippen und sie kicherte frampfig.

„Was war das?“ fragte sie matt. „Eine Ohnmacht?“
Er war glücklich, sie wieder bei Sinnen zu wissen und lachte: „Beinahe so, gnädiges Fräulein,“ antwortete er. „Ein Sturz aus der Wirklichkeit. Ein Fall ins Ungeheuer. Die Ueberanstrengung. . . Und jetzt? Wieder wach?“

Die Farbe lebte in ihr Gesicht zurück. Sie beugte und streckte sich und fühlte nun plötzlich: sie sah auf den Aniken Falkensteins.

Surkig sprang sie empor. Aber sie hatte ihre Kraft überschätzt. Sie taumelte, und wieder hing er sie auf.

„Nun artig,“ sagte er ernst. „Ich tue Ihnen nichts, kleines Mädchen. Ich verlange nur, daß Sie sich ruhig verhalten. Sie sind wie ein gebedetes Kästchen. Pflücknah. Passen Sie auf. . .“

Er zog seine Zoppe aus und streifte sie ihr über.
„Sie paßt nicht ganz, aber erfüllt ihren Zweck.“

(Kortlekuma folgt.)

Wie Ernst v. Wildenbruch freite.

Die nachstehende lebendige Erzählung, wie Ernst v. Wildenbruch, der unbegreifene vaterländische Dichter, trotzdem er seine spätere Frau sozulegen vom ersten Bild an leidenschaftlich verehrte, doch förmlich moralisch gezeugen werden mußte, sich mit ihr zu verloben, ist dem kürzlich erschienenen, von uns bereits warm empfohlenen nachgelassenen Erinnerungsbuch von Richard Vogl, „Aus einem hantantischen Leben“ (Engelhorn'scher Verlag, Stuttgart) entnommen.

„Ich erzählte von jener jungen hantantischen Dame Maria v. Weber, die zu ihrem hochheiligen Menschen ein hochheiligvolles Wesen besaß. Auch ein hochheiligvolles Geiß. Bald wurde allgemein bemerkt, daß Ernst v. Wildenbruch sich für diese Dame auf das lebhafteste interessierte. Doch das ist ein falscher Ausdruck. Wildenbruch konnte ganz nicht nur „lebhaft“ sein; bei ihm war alles leidenschaftlich, Blut, Flamme. Also interessierte er sich leidenschaftlich für das schöne Fräulein v. Weber, machte ihr leidenschaftlich den Hof und zeigte es — seinem Wesen nach — auch aller Welt. In Berlin klüfferte man sich zu: Maria v. Weber ist die Muse des Dichters. Er verbringe halbe Tage und Abende bei ihr. Ich freute mich über die Sache und dachte, daß er, der schon geehrte Mann, zu einer so schönen und so bedeutenden Frau eine wirklich ernsthafte Leidenschaft gefaßt haben sollte. Jedermann in Berlin glaubte, die beiden würden sehr bald ein Paar werden.“

Sie wurden es jedoch nicht, enttäuschen also die allgemeine Erwartung; sein leidenschaftliches Liebeswerben hörte aber nicht auf.

Eines Tages traf ich Maria v. Weber in einer Gesellschaft, als sie zu mir trat: „Haben Sie morgen vormittag Zeit, mit mir einen Spaziergang durch den Tiergarten zu machen? Ich muß Ihnen Ernstes besprechen.“ Natürlich hatte ich Zeit.

Ich fand Fräulein v. Weber sehr erregt. Während wir auf einamen Wegen durch den Tiergarten gingen, sagte sie: Sie sind Wildenbruchs aufrichtiger Freund. Wenigstens hatte ich Sie dafür. Als sein Freund sind Sie ihm Offenherzigkeit f u l b i g. Diese müssen Sie ihm geben. Es ist doch höchste Zeit. Sie müssen mit Ihrem Freunde sprechen. Und das möglichst.

„In welcher Angelegenheit wünschen Sie das?“
„Ihr Freund kompromittiert mich vor ganz Berlin, das sehen Sie ja doch!“

„Sie lieben Wildenbruch?“
„Das wissen Sie, das wissen alle. . . Werden Sie mit ihm sprechen. . .?“

„Ich werde es tun. . . gleich heute noch.“
„So trennen wir uns.“

Am Nachmittag desselben Tages — es war kein leichter Gang — begab ich mich zu Wildenbruch. Der Gedanke, daß der Freund zum Freunde sprach, ermutigte mich.

„Ja, er liebt Maria v. Weber. Er liebt sie, wie ein starker Mann eine edle Frau nur lieben konnte, eine Frau, von der er sich leidenschaftlich wieder geliebt wußte. Aber — der Mann war Dichter, und er glaubte, als solcher frei sein und frei bleiben zu müssen; er fürchtete, sonst an der geliebten Frau sowohl wie an sich selbst ein Unrecht zu begehen. Es sei seine doppelte Pflicht, sich nicht zu fesseln. Freilich wäre es auch seine Pflicht gewesen, die geliebte Frau nicht vor ganz Berlin zu kompromittieren — wie sie es genannt hatte. Aber — ja, ja, er liebte sie.“

„Ihr höchster Gesagter ließ ich ihn zurück.“
„Bereits am nächsten Tag begann folgendes: Wildenbruch kam zu mir in förmlicher Bestürzung. Schon bei seinem Eintritt ins Zimmer sagte er mir zu: „Ich habe mich mit Maria v. Weber verlobt. Aber mit dem Dichten ist es vorbei! Sie, Hoff, sind schuld daran!“

„Ich hatte getan, was zu tun meine Freundespflicht war, konnte daher die Schuld, die bei Freund in seiner Erregung mir gab, ruhigen Bewußtsein auf mich nehmen. Ich versuchte den Erschütterten zu beruhigen. Wie — mit dem Dichten sollte es vorbei sein? Welt aus dem Dichter ein Ehemann werden würde? Der Gatte einer von ihm heißgeliebten schönen und bedeutenden Frau? Das war ja doch ein B a h n, und als Wahn erwies es sich bald; sehr bald war Wildenbruch nicht nur der zärtlichste, auch der glücklichste Bräutigam, aus dem mit der Zeit der zärtlichste und glücklichste Gatte wurde.“

Als er starb, war sein letztes Wort ein Dank an die heißgeliebte Frau.“

Maria v. Wildenbruch geb. v. Weber ist, wie schon gemeldet, vor einigen Tagen in Weimar gestorben.

Prolog.

Von Johann Wolfgang von Goethe.

Halle, den 6. August 1811.

Daß ich mit bunten Kränzen reichlich ausgeschmückt, Mit Blumen-Eiab und -Krone, wie zum schönsten Fest, Denn für den Guten dieß es wohl das höchste Fest, Wenn alte Schulden den entrichten ihm geling, Und wenn ihm dankbar sich zu zeigen endlich glück, Wie hind wir höchlich, gegenwärtig hier am Ort Vor euch zu treten, euch, die ihr so manches Mal In fernem Stücke gänzlich uns zu fügen kam, Und nicht des Wegs Unbilden, nicht der Sonne Glut, Nicht drosender Gewitter Schrednis anleitet. Da haben wir, was immer wir vermocht, getan, Im euer Zutraun zu erwidern, eures Geiß Gerechten Beifall, eurer Herzen Partgeiß! Uns zu gewinnen, wie dem Dichter und der Kunst.

So kommen wir denn heute nicht als Bittende, Mit dänglicher Erwartung, in ein fremdes Land; Als Dankende begehen wir Bekannten schon Und Gönnern, Freunden, längst erprobter Reizung froh. Auch was wir bringen, ist euch allen wohl bekannt: Das Mannigfalt'ge vorzutragen ist uns Pflicht, Damit ein jeder finden möge, was behagt; Was einfaß, rein natürlich und gefällig ist, ist.

*) Der Prolog, den Goethe für die Eröffnungsvorstellung des Theaters in Halle am 6. August 1811 geschrieben hat, wurde auch am 9. Juli 1920 zur Eröffnung der hiesigen Kammerspiele in Bad Wietzen aufgeführt.

Was allgemein zu jedem frühen Herzen spricht; Doch auch das Wissenhafte werde nicht verschmäht; Der Haufe fordert, was der erste Mann bezieht. Und diesen zu vernügen sind wir auch bedacht; Denn manches, was zu stiller Ueberlegung eugh, Zu kleinem Anteil rührend anleitet, bringen wir, Entprossen vaterländ'chem Boden, fremdem auch: Anmutig Grözes; dann das große Schredliche. So schaffet Mannigfaltigkeit die höchste Lust, Verschäfft leicht den Geiß Geübteier, Und bildet jeden, den zum Urteil sie erregt.

„Nebst was sprach ich schon Bekanntes wieder aus! Verzeiht! So ist es: Wenn wir mit Wohlwollenden Von Angestigt zu Angestigt uns finden, geht Das Herz uns auf, die Rede fließt von Munde leicht, Und immer ihr's, als bliebe nicht zu sagen noch. So möcht' ich auch der guten, längst bestanden Stadt Und ihren wohlgeleiteten Bürgern Glück und Heil Von Herzen wünschen, froh Gelingen jeder That Und jedes Unternehmens, daß zu neuer Lust Des neuen Herrschers wohl geübt dieses Hall! Zwar vom Verdienst so manches weisen, schätigen Und frommen Mannes, welcher handhaft hier gemitt; Von Tausenden, die hier gebildet, vaterland Und Ausland so durch Lehre wie durch That beglückt Und vom Gewerbsflusse bieder rätig geschaffen Will ich nicht reden; aber was zum nächsten uns Und eigentl'ich bezieht, ja hierher beurt, Das darf ich preisen: denn ihr seid ja gleichen Ehms,

Entwaltet nicht der Erde dort ein Wunderquell! Und fällt geruame Beden mit erprobtem Mut, Das bald verdampten wertige Gaben hinterläßt; Die größte Gabe sag' ich wohl mit klümem Wort, Die allergrößte, welche Mutter Tellus beut! Sie gibt uns Gold und Silber aus dem reichen Schoß, Das aller Menschen Ang' und Herzen an sich zieht; Sie reicht das Eisen alldem allgemeinen Kunstgebrauch, Das so zerstückt als Bauer, so verberbt als schäft; Sie reicht uns taufend, aber taufend andres Gut: Doch über alles preiß' ich den gekerbten Schnee, Die erst' und letzte Würde jedes Wohlgeschmacks, Das reine Salz, dem jede Tafel huldiget!

Denn wohl vergebens hätte Erbes ausgestreut Balllose Samen, endlos Frucht auf Frucht gehäuft, Vergewens hätte tief im finstern Abgründe Der Erden Nacht Diane, wie im Blagelüß; Vergewens hogen Amphitritens Nymphen weit Im Ocean, in Pfaffen, Wägen, bis zum Welt's Hinauf, Geimelinn leicht bewegter Wunderbrut; Vergewens sente Hübns lebenseigenes Bild Auf die Geschwader, die in Ästen hin und her Und doch zuletzt dem Menschen in die Reue ziehn, Dem flugen, allvergebend; denn wenig ist Was er dem Gaumen anzuweichen nicht gelernt; Doch wäre ganz vergeblich aller Witter Kunst, Umsonst des Menschen vielgewandtes Tun, umsonst Des Geners Kraft, das alle Speise zeitiget — Wenn jeder Gabe Wohlthat uns Natur veragt, Die erst mit Ammut wärzet, was die Notdurft heißet, Und wie den Göttern wenig Belohnung erlangen mag Zum frommen Opfer, also bleibt bei'm Tafel's Julest des Salzes Krume, die man prüfend freuet, Ein freilich Sinnbild dessen, was begehrend wirt, Gefelligkeit belebet, Freund und Freund bedacht.

Doch so viel Gutes reichlich auch Natur verleiht, Des Menschen Geiß verbesser's immer und erhöht's; Was alles nur genossen ward und was genust, Zu größerm Nutzen steigert er's, zu höh'rem Zweck. Ist nicht Gesundheit allen uns das höchste Gut? Und werden wir von tausend Uebeln nicht bedrängt, So daß nach allen Seiten wir um Rettung streng? Drum Heil den Männern! deren Heiser oder Sinn Zum Wohl der Kranken jenen Anstalt bereitet, Und was aus diesem Saale mit Ehrerung leht. Dabei auch Sorge wärend neue Kräfte künstlich schafft; Rothwend'gem gleich des Angenehms angeleht: Wie ihr an diesem Saale mit Ehrerung leht. Der Hohen bezieht und allen uns gemächtig ist. O werde das, was ernstlich sie getan und thun, Von Jedermann mit offnem warmen Dank erkannt!

